

Wider das Überflüssig-Sein

Kompensationsversuche erwerbsloser Personen

Melanie Groß, Tanja Carstensen, Gabriele Winker (2008)

„Ehemalige Kolleginnen, Kollegen, die sind ‘gesettled’, die haben ihre Familie, die haben ein soziales Netz. Der Rest säuft und sitzt auf der Straße. Und ich sitze auf der Straße. Ich gehöre zu den anderen.“

In Interviews, die wir mit seit mindestens einem Jahr erwerbslosen Personen geführt haben, wird deutlich, dass diese ihre Lebenssituation problematisieren und den Grad ihrer gesellschaftlichen Teilhabe als sehr gering wahrnehmen. Der erlebte Ausschluss wird auf individueller Ebene zu kompensieren versucht. In diesem Artikel gehen wir der Frage nach, ob diese Kompensationsversuche als die Wirkungsweise verschiedener Selbsttechnologien verstanden werden können. Wir werfen die Fragen auf, ob die Alltagsgestaltung von Menschen ohne feste Erwerbstätigkeit unter gouvernementalitätstheoretischen Perspektiven (Foucault 2004) zu betrachten ist und inwiefern auch Erwerbslose als Arbeitskraftunternehmer (Voß/Pongratz 1998) bzw. ArbeitskraftmanagerInnen (Winker/Carstensen 2004) agieren.

Im Folgenden geben wir zunächst einen Einblick in die wissenschaftliche Debatte um Teilhabe und Ausgrenzung Erwerbsloser, um dann anhand des Interviewmaterials zu zeigen, wie Erwerbslose versuchen selbst Teilhabe herzustellen und sich dabei an hegemonialer Lebensführung orientieren.

1. Teilhabe und Ausgrenzung erwerbsloser Personen

In sozialwissenschaftlichen Debatten wird vermehrt kritisch darauf verwiesen, dass Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen heute brüchig geworden ist und soziale Ausgrenzung sich zunehmend verbreitet. Es ist vom Phänomen der „Entkoppelung“ (Dörre 2005: 6) und des „Überflüssigwerdens“ (Bude 1998: 374) die Rede. Zum einen wird das Auftreten altbekannter Phänomene einer kapitalistischen Industriegesellschaft postuliert, die durch Armut und gesellschaftliche Polarisierung gekennzeichnet ist. Zum anderen werden Formen gesellschaftlicher Spaltungen konstatiert, die sich nicht mehr in bislang bekannte Schichtungsstrukturmodelle einordnen lassen: „Das ‚Oben und Unten‘ werde überlagert oder ergänzt und möglicherweise verschärft durch eine Trennung von ‚Zentrum und Peripherie‘ oder von ‚Dinnen und Draußen‘“ (Herkommer 1999: 13). Diese neuen Formen der Ausgrenzung haben den Status marginalisierter Gruppen noch weiter verschärft und zum Teil auch sozialräumlich verfestigt (Stichweh 1997: 131). Darüber hinaus haben sie inzwischen auch zuvor gesicherte Berufsgruppen erreicht und erweisen sich als mehrdimensional und flexibel. Prozesse der Degradierung auf dem Arbeitsmarkt können im Prinzip jeden treffen (Bude 1998: 365). Klaus Dörre (2005: 7) verweist darauf, dass Bedrohungsgefühle und Abstiegsängste bei den Gruppen besonders präsent seien, die noch etwas zu verlieren haben. Um zum Subjekt, also zum anerkannten Mitglied der Gesellschaft zu werden und an der Gesellschaft teilhaben zu können, muss die Subjektivierung als potentiell ErwerbstätigeR erfolgen. So wird trotz der häufig sehr schlechten Aussichten auf eine gesicherte Lohnarbeit an einem Alltag von Erwerbstätigen festgehalten. Neben diesem Typus der „Veränderungswilligen“ identifiziert Dörre darüber hinaus den Typus der „Abgehängten“, der sich nicht mehr an den Idealen und Normen der Gesellschaft orientiert.

Die Anzahl derer, die von sozialstaatlichen Umverteilungen abhängig sind, steigt ebenso wie die materielle und soziale Verarmung der Betroffenen. Aus den Studien der Dynamischen Armutsforschung (Leibfried/Leisering 1995), der deutschsprachigen systemtheoretischen (Luhmann 1995; Stichweh 1997) oder der französischen Debatte zum Exklusionstheorem (Castel 2005) sowie der Diskussion um die Underclass (Koch 1999; Bude 2004) lassen sich Schlussfolgerungen für aktuelle Prozesse der Ausgrenzung sowie der Teilhabe ziehen: Ausgrenzung ist ein mehrdimensionales, dynamisches und kumulatives Phänomen, das die Möglichkeiten gesellschaftlicher Teilhabe sukzessive einschränkt. Ausgrenzung und Teilhabe sind dabei zwei aufeinander bezogene und aufeinander verweisende, füreinander konstitutive Pole des gesellschaftlichen Raums.

Der Grad gesellschaftlicher Teilhabe ist eng verwoben mit Prozessen sozialer Ausgrenzung, die u.a. durch den Verlust von Erwerbsarbeit in Gang gesetzt, verstärkt und verfestigt werden. Eine zentrale These in der Diskussion über die Folgen der Erwerbslosigkeit ist, „daß für eine wachsende Zahl von Menschen in den hoch entwickelten kapitalistischen Gesellschaften *Marginalisierung am Arbeitsmarkt* bis hin zu *gänzlichem Ausschluß* von Erwerbsarbeit mit *gesellschaftlicher Isolation* zusammenfällt“ (Kronauer 1999: 61. Hervorh.i.O.). Neben dieser hervorgehobenen Bedeutung der Erwerbsarbeit für die Teilhabe tragen auch weitere gesellschaftliche Felder zu Teilhabe oder sozialer Ausgrenzung bei. Die Chancen auf und Handlungsspielräume zur Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen beziehen sich laut Peter Bartelheimer auf folgende Grundformen sozialer Teilhabe: gesellschaftliche Arbeit, soziale Nahbeziehungen, Rechte und Kultur (Bartelheimer 2005: 91f, in Anlehnung an Kronauer 2002).

Wir vertreten im Folgenden die These, dass Erwerbslose die erfahrene Ausgrenzung durch Selbsttechnologien zu kompensieren versuchen, indem sie beispielsweise Zeitstrukturierungen der Erwerbstätigen übernehmen. Sie folgen damit hegemonialen Anrufungen, die ihnen Teilhabe an der Gesellschaft versprechen und die zentral für die Gegenwartsgesellschaft sind: Die Anerkennung von Erwerbsarbeit als Lebensgrundlage und -berechtigung für alle Einzelnen und die Selbstdisziplinierungen, sich als Subjekt entsprechend zu verhalten.

2. Selbstdisziplinierung als Bestandteil der Subjektkonstruktionen von Erwerbslosen

In unseren Interviews wird die Orientierung erwerbsloser Personen am Alltag von Erwerbstätigen besonders dadurch deutlich, dass immer wieder das Problem der Alltagsstrukturierung thematisiert wird: „*Das bemerkenswerte von Arbeitslosigkeit ist die Abwesenheit von Wochenenden.*“ Hier wird deutlich, dass das Fehlen der Trennung von Erwerbsarbeit und Freizeit, die normalbeschäftigten Erwerbstätigen zugeschrieben wird, im eigenen Leben als Problem wahrgenommen wird. Äußerungen zur Gestaltung des Alltags verweisen darauf, dass Erwerbslose versuchen eine Tagesstruktur zu entwickeln, die als Anpassung an Erfordernissen von Erwerbsarbeit verstanden werden kann: „*Also ich versuche da Struktur einzubringen. Weil ich das auch gewöhnt bin durchs Arbeitsleben vorher und weil ich auch eine gewisse Angst habe, da zu sehr, mich irgendwann gehen zu lassen.*“ Mit der Losung: „*Erst die Arbeit dann das Spiel*“ zeigen die InterviewpartnerInnen auf welche Weise sie den empfundenen Verlust von vorgegeben Zeitstrukturen zu re-strukturieren versuchen. Diese Versuche der Re-Strukturierung gehen mit neuen Subjektkonstruktionen einher.

Vermittelt durch Probleme mit Maßnahmen zur Alltagsstrukturierung (Aufstehen, Aktiv sein, Fernsehen und Internet nur am Abend etc.) treten Selbstdisziplinierungen als zentrale Themen der Interviews in Erscheinung „*Es ist keiner der sagt: Du musst. Ich bin es. Ich selbst bin es der das- die das sagt. Und- das ist schon manchmal auch ne ganz schöne Selbstdisziplin*“.

Interessant an den verschiedenen Äußerungen ist dabei das Prinzip der Verinnerlichung gesellschaftlicher Strukturen, die sich an einem Leitbild orientieren. An mehreren Stellen weisen die Interviewten darauf hin, dass sie selbst diejenigen seien, die von sich erwarten „früh aufzustehen“ und etwas zu „leisten“. Sie fragen sich, ob sie Phasen der Ruhe „verdient“ haben und äußern Unbehagen darüber, dass sie sich zu sehr „gehen lassen“: *„Nicht genau zu wissen: Ist das jetzt schon Freizeit? Und: Hab ich das verdient? Oder: Lass ich mich jetzt gehen?“* Das Problem mit der Alltagsstrukturierung ist also zumeist mit einem schlechten Gewissen gepaart.

Die verschiedenen Selbstdisziplinierungen und das damit verbundene schlechte Gewissen stehen in Verbindung mit Anforderungen, die von institutioneller und privater Seite an Erwerbslose gerichtet werden. Die Verinnerlichung solcher Anforderungen können nicht ausreichend mit dem Bild einer repressiven Einbahnstraße verstanden werden, sondern die Aufnahme dieser Anforderungen lässt die Individuen erst zu anerkannten Subjekten der Gesellschaft werden. Insofern können die Selbstdisziplinierungen mit Michel Foucault als „Selbstführungen“ interpretiert werden, die in einem engen Verhältnis zu „Fremdführungen“ stehen. Solche Fremdführungen werden vermittelt durch Familie und FreundInnen, aber auch durch Institutionen wie der Agentur für Arbeit, nach denen Individuen ihre Fähigkeiten als „Unternehmer ihrer selbst“ zu vermarkten haben. So verweist eine Interviewpartnerin auf ihre Eltern und auf ihr weiteres soziales Umfeld, durch das sie sich diszipliniert fühlt und für das sie sich auch selbst diszipliniert: *„Das ist einem ja nicht egal, wie man im Umfeld gesehen wird. (...) Diese Vernunft, ne? Und die erlaubt es dann auch nicht, länger im Bett zu bleiben. Aber ich mache es trotzdem und dann kommt der Konflikt. Also und das ist eigentlich Quatsch. Also entweder, bleibe ich liegen und genieß das, aber ich lieg da und denke: Oh Mann, warum schaffst du es denn nicht früher aufzustehen?“*

Solche Formen der Selbstführung weisen Ähnlichkeiten zu der Figur des Arbeitskraftunternehmers auf, die in den Debatten innerhalb der Arbeits- und Industrie-soziologie um die Entgrenzung der Erwerbsarbeit von Günther G. Voß und Hans J. Pongratz (1998) entwickelt wurde. Dahinter steht die Vorstellung, dass sich im Zuge des Wandels der Erwerbsarbeit auch der Typus der Arbeitskraft verändert. Die Individuen sind gezwungen, innerhalb der sich entgrenzenden Erwerbsarbeitsverhältnisse kompetent zu agieren und sich auf die gestiegenen Anforderungen einzustellen. Zunehmend müssen sie ihre Erwerbsarbeit selbst organisiert gestalten, sich eigene Strukturen und Handlungsvorgaben zur Orientierung schaffen.

Voß/Pongratz (1998) haben mit dem Typus des Arbeitskraftunternehmers eine Analysefolie entwickelt, mit der die Tätigkeiten von Individuen in flexibilisierten Erwerbsarbeitsverhältnissen in den Blick genommen werden können, deren Orientierung an Erfordernissen der Erwerbsarbeit weit in die Zeiten jenseits von Lohnarbeitstätigkeiten hinein reichen. Sie differenzieren dabei die Merkmale des Arbeitskraftunternehmers in drei Bereiche: Selbst-Kontrolle, Selbst-Ökonomisierung und Selbst-Rationalisierung. Hierzu finden sich einige Parallelen bei den Selbstdisziplinierungen Erwerbslosen.

So benennen die InterviewpartnerInnen die verstärkte selbstständige Planung, Steuerung und Überwachung der eigenen Tätigkeit, die Voß/Pongratz als „Selbst-Kontrolle“ bezeichnen zum Beispiel, wenn von (fehlender) Selbstdisziplin die Rede ist, oder formuliert wird, dass im Unterschied zu Erwerbsarbeit in der Erwerbslosigkeit die Kontrolle durch andere fehle. Auch die Grenzen der Selbst-Kontrolle sind Thema; so beschreibt eine Interviewpartnerin, dass Anstöße von außen manchmal nötig seien, z.B. durch Trainingsmaßnahmen oder ein Coaching, da sie Probleme hätte, die Dinge auch umzusetzen, die sie sich vornimmt. Angst vor misslingender Selbst-Kontrolle kommt zum Ausdruck in Formulierungen wie der Sorge

darum sich zu „vertüddeln“. Bei der Bewertung der eigenen Tätigkeiten wird häufig das schlechte Gewissen thematisiert sowie der Eindruck geschildert, man „muss eigentlich“ oder „tue zu wenig“.

Auf die Notwendigkeit der Selbst-Ökonomisierung, also der zunehmenden zweckgerichteten Produktion und Vermarktung der eigenen Fähigkeiten und Leistungen verweist eine Interviewpartnerin, wenn sie sagt, dass sie bei der Volkshochschule einen Video-Schnitt-Kurs belegt hat, weil sie sich da „mal einarbeiten“ will. Auch Äußerungen über das Gefühl, man müsse sich qualifizieren, die Zeit sinnvoll nutzen, „dran bleiben“, z.B. hinsichtlich Computerprogrammen, die herunter geladen werden, können hier ebenso eingeordnet werden wie die Realisierung einer Ausstellung selbst gemalter Bilder. Allerdings ist fraglich, inwieweit es sinnvoll ist, sämtliche Hobbys und Freizeitaktivitäten unter diesem Blickwinkel zu betrachten, solange Motive wie Verwertung nicht formuliert werden. Zumindest ist aber der Gedanke, die eigenen Interessen und Fähigkeiten zu vermarkten, den Interviewten nicht fremd: *„Ich bin so recht Kontakt freudig oder habe ja auch viele Interessen und das sollte ich vielleicht für meine Erwerbstätigkeit auch mehr nutzen (...) Das nutze ich dann nicht so richtig.“*

Dass auch Selbst-Rationalisierung, also die wachsende bewusste Durchorganisation von Alltag und Lebensverlauf und damit tendenziell die Verbetrieblichung von Lebensführung für die Interviewten ein Thema ist, wird beispielsweise deutlich an der Thematisierung von Dingen, die „unbedingt gemacht werden müssen“. So werden Pläne angelegt oder Stapel gemacht und überlegt, was am wichtigsten ist. Insbesondere der Vormittag ist geprägt von dem Anspruch, Dinge zu tun, die nicht mit Freizeit assoziiert werden. Es wird als befriedigend geschildert, Dinge erledigt zu haben und von einer Liste streichen zu können.

Hierbei handelt es sich jedoch nicht nur um Tätigkeiten, die mit Erwerbstätigkeiten zu vergleichen sind, sondern auch um solche, die als Fürsorgetätigkeiten bezeichnet werden können und die im Konzept des Arbeitskraftunternehmers nicht systematisch integriert sind. Um auch die Tätigkeiten erfassen zu können, die die Reproduktionsarbeit betreffen, bedarf es eines erweiterten Konzeptes. Gabriele Winker und Tanja Carstensen (2004, 2007) sprechen daher von „ArbeitskraftmanagerInnen“, um auch die Anforderungen an eigenverantwortliches Handeln und die Selbstdisziplinierungen im Bereich der Haus- und Sorgearbeit in die Analyse mit einbeziehen zu können. Mit diesem Konzept werden die unterschiedlichen Perspektiven auf die Veränderungen in den Bereichen der Erwerbsarbeit und der Reproduktionsarbeit zusammengeführt, um die gewachsenen individuellen Anforderungen, aber auch die Gestaltungsspielräume zu erfassen. Darüber hinaus lassen sich die umfassenden Anforderungen an Koordination, Vereinbarkeitsarbeit und Synchronisation aller Lebensbereiche sowie die damit verbundene Eigenkontrolle des Handelns in den Blick nehmen. Analog zu der Dreiteilung aus Selbst-Kontrolle, Selbst-Ökonomisierung und Selbst-Rationalisierung des Arbeitskraftunternehmers kann mit dem Konzept der ArbeitskraftmanagerIn der Bereich der Fürsorgearbeit ebenfalls systematisiert werden. Die Selbst-Kontrolle bezieht sich in der Figur der ArbeitskraftmanagerIn auf die verstärkte Planung, Steuerung und Überwachung der eigenen Tätigkeiten in Bezug auf Haus- und Sorgearbeiten. Der Selbst-Ökonomisierung als Produktion und Vermarktung der eigenen Fähigkeiten im beruflichen Bereich wird im Konzept der Arbeitskraftmanagerin die Orientierung an familienbiografischen Planungen im Sinne von Selbst-Sozialisierungen gegenüber gestellt. Familienplanungen und Sorge für die Ausbildung der Kinder unterliegen ebenfalls einem strategischen Kalkül. Schließlich sind unter der als Selbst-Rationalisierung bezeichneten Orientierung zur bewussten umfassenden Organisation des Alltags auch die Fürsorgetätigkeiten und nicht nur die so genannte Freizeit zu berücksichtigen.

In den Interviews mit Erwerbslosen finden sich vor allem Hinweise auf Selbst-Kontrolle im Zusammenhang mit Haus- und Sorgearbeit, d.h. auf eine verstärkte Planung, Steuerung und Überwachung dieser Tätigkeiten: *„Finde ich eigentlich ziemlich blöd irgendwie, jeden Tag oder jeden zweiten Tag meine Einkäufe zu machen. Aber, aber ich kann mir das oft nicht leisten größere Einkäufe zu machen und hinterher dann vieles verdirbt und ich muss es dann wegwerfen. Also ich kaufe eben sehr zeitnah ein. Und eben immer das genau das, was ich brauche und gucke und plane was will ich essen, was brauche ich morgen, was brauche ich übermorgen.“* Bei der erwerbslosen ArbeitskraftmanagerIn nimmt gerade die Planung von Einkäufen bei niedrigen finanziellen Mitteln einen besonders hohen Stellenwert ein.

Insgesamt lässt sich also festhalten, dass eine Begrenzung gesellschaftlicher Teilhabe durch den Verlust von Erwerbsarbeit nicht mit dem Verlust der Orientierung an hegemonialen Mustern der Erwerbstätigkeit und der Alltagsführung einhergehen. Dabei spielt auch der Umgang mit dem Computer eine wichtige Rolle. Insbesondere das Internet wird dafür genutzt, das Gefühl der Ausgrenzung zu kompensieren und sich die Teilhabe an der Gesellschaft durch virtuelle Kommunikationsmöglichkeiten zu sichern: *„Das ist mir wichtig zur Information, also nicht das mobile online gehen, aber Internet überhaupt ist mir deshalb wichtig, weil ich sehr bald fühlte, nachdem ich arbeitslos wurde, dass ich irgendwie abgeschnitten bin. Und ich wollte mich nicht abschneiden lassen.“* Soziale Nahbeziehungen, die im Kontext von Erwerbstätigkeit durch die Beziehungen zu KollegInnen entstehen können und bei Erwerbslosigkeit häufig verloren gehen, werden teilweise durch Internetkommunikation mit anderen Netzteilnehmenden ersetzt. Neben dem Austausch mit anderen ermöglicht auch der Zugang zu Informationen im Internet ein Gefühl der Teilhabe: *„Ja, ach, auch ja, ich meine, wenn man arbeitslos ist, hat man nicht den Kontakt zum, den sozialen Kontakt auf der Arbeitsstelle ja und wenn man das Internet halt vor sich hat, hat man halt das Gefühl, man hat jetzt den großen Zugang zum, man- Man hat das Gefühl, man kann halt alles machen, sich über alles informieren und da gibt es keine Grenzen und so.“*

Dabei dienen Internet und Computer auch als Mittel der symbolischen Grenzziehung zwischen Tätigkeiten, die mit Erwerbsarbeit und solchen, die mit Freizeit assoziiert werden. Die Interviewpersonen nutzen das Medium symbolisch, um sich orientiert an erwerbstätigen Personen einen anerkannten Subjektstatus zurückzuerobern. Das morgendliche Anschalten des Computers und das Erledigen von E-Mail, die Recherche über Sonderangebote von Supermärkten oder das Suchen von Informationen über Regelungen zum Arbeitslosengeld II u.ä. ermöglichen neben der Informationsgewinnung auch die Selbstinszenierung als tätiges und damit gesellschaftlich anerkanntes Subjekt. Abendliches Spielen und Surfen im Internet wird demgegenüber als Freizeit markiert.

3. Fazit

Betrachtet man den Alltag Erwerbsloser, der nicht auf die gleiche Weise wie der Alltag Erwerbstätiger von Koordinierungs- und Vereinbarkeitsleistungen geprägt ist, werden dennoch die Anforderungen an ArbeitskraftmanagerInnen auch für Erwerbslose zu einem gesellschaftlichen Leitbild. Es wurde deutlich, dass ein möglichst geschäftiger Alltag eine Norm darstellt, die als spezifische Form der Führungsweise analysiert werden kann, die gleichzeitig die Arbeitsgesellschaft und das Subjekt hervorbringt: Durch Selbstführungen stabilisieren Subjekte die Arbeitsgesellschaft – unabhängig davon, ob sie in diese als aktive ArbeitnehmerInnen integriert sind oder nicht.

Auch erweist sich bei den von uns untersuchten Erwerbslosen die Unterscheidung des Typus des „Veränderungswilligen“ und des Typus des „Abgehängten“ als rein analytische Trennung, denn sie lösen sich nicht nur innerhalb der individuellen Biografie immer wieder ab, sondern

sogar während eines Interviews. Neben dem Thema der Selbstdisziplin tauchen in den Interviews auch immer wieder Bemerkungen auf, die darauf hinweisen, dass die Interviewperson davon ausgeht, dass es letztlich keine Rolle spielt und niemanden interessiert, ob man früh morgens aufsteht oder nicht. Damit sind neben allen Versuchen, sich veränderungswillig zu zeigen und mit Anpassungen an die Anforderungen der ArbeitskraftmanagerInnen die eigene Ausgrenzung durch die Erwerbslosigkeit zu kompensieren, immer auch Momente zu finden, in denen diese Aktivitäten wider das Überflüssig-Sein scheitern und Erwerbslose sich als „abgehängt“ wahrnehmen. Darüber wird unmittelbar deutlich, wie eng Teilhabe und Ausgrenzung beieinander liegen und miteinander in einer Person verwoben sind.

Insgesamt weisen unsere Ergebnisse darauf hin, dass Erwerbslose soziale Praktiken entwickeln, um die diskursiven Anrufungen der Selbstführung als „Unternehmer ihrer selbst“ anzunehmen und umzusetzen, um dadurch als anerkannte Subjekte an der Gesellschaft teilhaben zu können. Wir konnten zeigen, in welchen unterschiedlichen Bereichen – in der Alltagsstrukturierung, im Bildungserwerb, in der eigenen Sozialisierung und der Ausrichtung des ganzen Lebens an Effizienzkriterien – sich Erwerbslose an dem Leitbild des Arbeitskraftunternehmers bzw. der ArbeitskraftmanagerInnen orientieren. Dabei spielen neben den konkreten sozialen Praxen auch Diskurse und Normierungen eine bedeutende Rolle, worauf die gouvernementalitätstheoretischen Studien von Foucault verweisen. Diese Ebene der gesellschaftlichen Anerkennung oder symbolischen Teilhabe gilt es deswegen in Zukunft bei Konzeptionen zur Teilhabe und Ausgrenzung zu integrieren und verstärkt zu analysieren. Damit werden Prozesse der Ausgrenzung, die über hegemoniale Diskurse nicht nur in die Lebensführung der von Erwerbslosigkeit Bedrohten, sondern auch der Erwerbslosen selbst aufrechterhalten werden, in ihrer Vielfältigkeit und Wirkmächtigkeit deutlicher sichtbar.

4. Literatur

- Bartelheimer, Peter (2005): Teilhabe, Gefährdung, Ausgrenzung. In: Soziologisches Forschungsinstitut (SOFI), Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB), Institut für sozialwissenschaftliche Forschung (ISF), Internationales Institut für Sozialökonomie (INIFES) (Hg.): Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung in Deutschland. Arbeit und Lebensweisen. Erster Bericht. Wiesbaden.
- Bude, Heinz (1998): Die Überflüssigen als transversale Kategorie. In: Berger, Peter A./Vester, Michael (Hg.): Alte Ungleichheiten – Neue Spaltungen. Opladen, 363-382.
- Bude, Heinz (2004): Das Phänomen Exklusion. Der Widerstreit zwischen gesellschaftlicher Erfahrung und soziologischer Rekonstruktion. In: Mittelweg 36, Zeitschrift des Hamburger Institut für Sozialforschung. Heft 4, 3-15.
- Castel, Robert (2005): Die Stärkung des Sozialen. Leben im neuen Wohlfahrtsstaat. Hamburg.
- Dörre, Klaus (2005): Entsicherte Arbeitsgesellschaft. Politik der Entprekariisierung. In: Widerspruch. Beiträge zu Sozialistischer Politik. Themenheft: Prekäre Arbeitsgesellschaft. Jg. 25, Heft 49, 5-18.
- Foucault, Michel (2004): Geschichte der Gouvernementalität II. Die Geburt der Biopolitik. Frankfurt a.M.
- Herkommer, Sebastian (1999): Deklassiert, ausgeschlossen, chancenlos – die Überzähligen im globalisierten Kapitalismus. In: ders. (Hg.): Soziale Ausgrenzungen. Gesichter des neuen Kapitalismus. Hamburg, 7-34.
- Koch, Max (1999): Ausbeutung und Ausgrenzung. In: Herkommer, Sebastian (Hg.): Soziale Ausgrenzungen, Gesichter des neuen Kapitalismus. Hamburg, 35-59.
- Kronauer, Martin (1999): Die Innen-Außen Spaltung der Gesellschaft. Zur Verteidigung des Exklusionsbegriffs gegen seinen mystifizierenden Gebrauch. In: Herkommer, Sebastian (Hg.): Soziale Ausgrenzungen. Gesichter des neuen Kapitalismus. Hamburg, 60-72.
- Kronauer, Martin (2002): Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus. Frankfurt a.M.

- Leibfried, Stephan/Leisering, Lutz (1995): *Zeit der Armut. Lebensläufe im Sozialstaat*. Frankfurt a.M.
- Luhmann, Niklas (1995): *Soziologische Aufklärung 6: Die Soziologie und der Mensch*. Opladen.
- Stichweh, Rudolf (1997): *Inklusion/Exklusion, funktionale Differenzierung und die Theorie der Weltgesellschaft*. In: *Soziale Systeme. Zeitschrift für Soziologische Theorie*, Jg. 3, Heft 1, 123-136.
- Voß, G. Günter/Pongratz, Hans J. (1998): *Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der „Ware Arbeitskraft“?* In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 50, Heft 1, 131-158.
- Winker, Gabriele/Carstensen, Tanja (2004): *Flexible Arbeit – bewegliche Geschlechterarrangements*. In: Kahlert, Heike/Kajatin, Claudia (Hg.): *Arbeit und Vernetzung im Informationszeitalter*. Frankfurt/New York, 167-185.
- Winker, Gabriele/Carstensen, Tanja (2007): *Eigenverantwortung in Beruf und Familie - vom Arbeitskraftunternehmer zur ArbeitskraftmanagerIn*. In: *Feministische Studien*, Nr.2, 277-288.